

Zwischen Erfurt und Görlitz wurde jene Schriftsprache geprägt, die noch heute „Hochdeutsch“ heißt. Der Leipziger Sprachmeister und Gelehrte Gottsched, oft belächelt und verkannt, ist eine Schlüsselfigur dieser Entwicklung.

DAS DEUTSCH DER BÜRGER

Von Mathias Schreiber



WITZ STATT SCHWULST
Er studierte in Königsberg wie Kant und war durchaus in dessen Sinn um Vernunft und Sprachwitz, um „critische Dichtkunst“ wider allen barocken Kostüm-Schwulst bemüht: Johann Christoph Gottsched nebst seiner kreativen Frau Luise Kulmus.



Ein großer Mann: Johann Christoph Gottsched (1700 bis 1766) war von „auftragender Goliathstatur“, wie sein Biograf Michael Bernays 1880 rühmte. Diese Statur hätte beinahe verhindert, dass aus dem ostpreußischen Pastorensohn jener überragende Literat und Fürsprecher eines „hochdeutschen“ Kanons wurde, als den ihn Kenner bis heute verehren.

Und das kam so: Im Jahr 1724 suchen die eifrigen Werber des preußischen „Soldatenkönigs“ Friedrich Wilhelm I. auch unter den Königsberger Studenten „lange Kerls“ für die Armee Seiner Majestät. Der hierfür zuständige General, der Herzog von Holstein, lädt einige Kandidaten ein und lässt sie eine Probe ihrer Redekunst abgeben – unter einem hochhängenden Kronleuchter. „Da nun dieselben“, wie es in einem zeitgenössischen Bericht heißt, „oben an denselben anstießen“, sollte ein „gewitzter Unteroffizier“ umgehend versuchen, „dieselben zu fangen“.

Der junge Gottsched war rechtzeitig gewarnt worden und wagt die „Flucht“, wie er selbst es später nannte, nach Leipzig. Hier, im Zentrum „teutscher“ Frühaufklärer, gelingt ihm eine akademische und publizistische Karriere, die unter der Knute des

preußischen Militärdienstes unmöglich gewesen wäre.

Leipzig: Das ist zu dieser Zeit eine quicklebendige Messestadt mit rund 40000 Einwohnern, mit einer hochangesehenen Universität, einem reichen Theater- und Musikleben, mit jeder Menge ehrgeiziger Verlage, Zeitschriften und Autoren, mit einer Kulturszene, die schon weitgehend von wohlhabenden Bürgern getragen wird – während in der nahen Residenz Dresden noch adlige Mäzene und Salons den Ton angeben.

Der vitale, umtriebige, lange Jahre unter Geldnot leidende Riese Gottsched ist zunächst Hauslehrer bei Johann Mencke, dem mehrfachen Rektor der Universität. Er hält aber schon 1725 Vorlesungen über die Philosophie des Aufklärers Christian Wolff, wird 1729 außerordentlicher Professor für Poesie, fünf Jahre später philosophischer Ordinarius und lässt sich insgesamt viermal zum Rektor der Universität wählen. Erst der philosophische Lehrstuhl ist ordentlich besoldet, so dass Gottsched endlich auch heiraten kann.

Die auserwählte Luise Adelgunde Victorie Kulmus, eine literarisch begabte Arzttochter aus Danzig, diese „so geschickte Person“ (Gottsched), später schlicht „Gottschedin“ genannt, lauscht den Vorlesungen des Meisters an der Tür eines Zimmers neben dem Hörsaal – und dient ihm fortan als Sekretärin, Ratgeberin, Übersetzerin und Autorin.

Ohne ihre Hilfe hätte er es niemals geschafft, neben den Vorlesungen noch eine „Teutsch-übende“ Sprachgesellschaft zu führen, Zeitschriften wie „Die vernünftigen Tadlerinnen“ – mit den ersten Leserbriefen der Pressegeschichte – herauszugeben, Gedichte und Theaterstücke („Der sterbende Cato“, 1730) zu verfassen oder auch dickleibige Bücher wie den „Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen“ (1730), „Erste Gründe der gesamten Weltweisheit“ (1733) und „Grundlegung einer Deutscher Sprachkunst“ (1748).

Was dem schon nach wenigen Jahren fast allmächtigen Literatur- und Sprachrichter, diesem erstaunlich modern anmutenden Pionier eines auf öffentliche Wirkung bedachten Literaturbetriebs, bei alldem wichtig ist: eleganter Witz, guter Geschmack, Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, also Abkehr vom barocken „Schwulst“. Gottsched propagiert maßvolle Kritik aus dem Geist der Vernunft, klare Regeln für Lyrik, Epik und Dramatik (Einheit von Ort, Zeit und Handlung), Erneuerung des Theaters durch Konzentration auf eine moralische Botschaft und durch Verzicht auf „Harlekins-Lustbar-



keiten“ und „pöbelhafte Zoten“, energische Orientierung der deutschsprachigen Literatur am Niveau des alten Rom (Horaz, Cicero), vor allem an jenem französischen Vorbild, das für die Deutschen, so Gottsched, ähnlich wegweisend sei wie einst die Kultur der Griechen für die Römer.

Noch heute klingt plausibel, was dem Mann etwa am deutschen Bühnenwesen missfällt: „Alle Gespräche und Redensarten sind so hochtrabend, dass sie alle gesunde Vernunft übersteigen. Man sagt da nicht, dass der Mittag vorüber sei; sondern dass der Monarch der Gestirne den Mittagwirbel schon überstiegen habe. Ein Ritter liebt eine Prinzessin nicht, sondern die Pflanze ihrer Annehmlichkeiten schlägt in die Erdreiche seines Herzens tiefe Wurzeln, und dergleichen mehr.“

„Gesunde Vernunft“, „allgemeine Regeln“, „Nachahmung der Natur“: Das sind die Schlüsselbegriffe seines am Vorgänger Martin Opitz (1597 bis

1639) geschulten, klassizistischen Schönheitsempfindens. Sie werden Gottsched sehr bald zum Verhängnis: Von dem Spott, den erst die Schweizer Kollegen Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger, dann aber vor allem Gotthold Ephraim Lessing, Johann Gottfried Herder, Johann Wolfgang Goethe und die Junggenies vom „Sturm und Drang“ über seine gewiss etwas naiven Empfehlungen häufen, hat er sich im Grunde bis heute nicht erholt.

Der Tenor der Kritik stammt von Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719 bis 1803). Er dichtete einen unvergesslich höhnischen Vierzeiler zum „Sterbenden Cato“, einem Stück Gottscheds über den jüngeren Stoiker Cato (95 bis 46 vor Christus), der sich, als Caesar die römische Republik in eine Diktatur verwandelte, heroisch das Leben nahm:

Wie dieser Sachse Cato spricht, / So sprach der Römer Cato nicht; / Hört er die Reden des Poeten, / Er würde sich noch einmal töten!

Gerade jene Künstlichkeit, deren barockes Prunkgewand Gottsched zerrissen hat, wird ihm nun selbst vorgeworfen: fatal für den Vorkämpfer der natürlichen Redeweise.

Goethe beschreibt in „Dichtung und Wahrheit“ die komischen Züge dieser Fatalität: Als Student trifft er 1766 im Leipziger „Goldenen Bären“ auf den dort wohnenden, verdienstvollen Oberlehrer der jüngeren deutschen Sprache und Literatur. „Der große, breite, riesenhafte Mann, in einem gründa-mastnen, mit rotem Taft gefütterten Schlafrock“ steht plötzlich vor ihm, „sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung“. Sofort springt ein Diener „mit einer großen Allongeperücke auf der Hand herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Gebärde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruss zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so dass dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Türe hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns gravitätisch zu sitzen nötigte und einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführte.“

QUIRLIGE SACHSEN

Im 18. Jahrhundert war Leipzig, wo Gottsched lehrte, kulturell wichtiger und wirtschaftlich quirliger als etwa München oder Köln. Auch von hier aus eroberte das Meißnische Deutsch die hochdeutsche Schriftsprache.

Wallpromenade in Leipzig, Kupferstich von Johann August Roßmäßler, 1777.

„Beste Mundart“

Gliederung des geschlossenen deutschen Sprachgebiets um 1900



LANGES GESCHWÄTZ

Am Hof des Preußenkönigs Friedrich II. wurde Französisch parliert, Deutsch galt als Sprache der Knechte und Mägde. Sprachkünstler wie Gottsched, der mit Friedrich einmal ein „langes Geschwätz“ über Literatur führte und den auch Kaiserin Maria Theresia schätzte, haben das geändert.

Tafelrunde in Sanssouci, Gemälde von Adolph Menzel, 1850; Maria Theresia, Gemälde von unbekannter Hand, um 1745.



Damit sagt Goethe: Der Kritiker des Künstlichen wirkt selbst künstlich, fast grotesk, egal ob mit oder ohne Perücke. Und in natura reagiert er gerade so, wie der Theaterputzmann in ihm es verbieten wollte: im Stil des polternden, derben Lustspiels.

Lessing wünscht sich 1759, „dass sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte“. Er trauert der spontanen Harlekinade nach, die Gottscheds „französisierendes Theater“ der „deutschen Denkungsart“ verboten habe, als müsse sie sich eine fremde Perücke überstülpen. Dagegen rebellieren nun Natur und Gefühl, Empfindsamkeit und Ekstase, überhaupt der Sinn für alle Stoffe und Formen extremer Emotionalität. Lessing sagt in diesem Sinne: „Das Große, das Schreckliche, das Melancholische wirkt besser auf uns als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte.“ William Shakespeares Leidenschaft ist das neue Idol, nicht mehr der französische Feinschliff von Pierre Corneille oder Jean Racine.

Die affektgeladene Ästhetik des Authentischen, durchgesetzt von Stürmern und Drängern wie dem jungen Goethe und Friedrich Maximilian Klinger, hätte allerdings ohne die klassizistischen Regelungen eines Gottsched nichts gehabt, gegen das sie sich hätte abheben und verfeinern können. Mindestens insofern hat Gottscheds Projekt, die Sprachkunst „mit Kleister und Schere“ (Lessing über Gottsched) zu erneuern, mehr Respekt verdient als die genialischen Verächter von Handwerksregeln meinen.

Doch was hat dies mit der Selbstfindung der Deutschen zu tun? Sehr viel: Politisch waren die Deutsch Sprechenden damals auf mehr als 300 reichsunmittelbare Städte, Fürsten- und andere „-tümer“ verteilt. Die einzige deutsche Nation, die es gab, war keine Staatsnation, sondern eine Kultur-nation, territorial weitgehend identisch mit dem Verbreitungsgebiet des deutschen Idioms.

Dieses Idiom konnte sich aus der Wirrnis der Dialekte aber nur durch Autoren herausarbeiten, deren hervorragende Werke zugleich die Sprache vereinheitlichten und ihr Prestige anhoben.

Goethes Lehrmeister Herder (1744 bis 1803) hat diesen Auftrag des Schriftstellers, in seiner „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allge-

meingeist Deutschlands“, klar formuliert. Die patriotische Bedeutung des sprachmächtigen Dichters ergebe sich daraus, „dass alle herrschende Völker der Weltperioden nicht durch Waffen allein, sondern vielmehr durch Verstand, Kunst und durch eine ausgebildete Sprache über andre Völker oft Jahrtausende hin geherrscht haben, ja dass selbst, wenn ihre politische Macht verfallen war, das ausgebildete Werkzeug ihrer Gedanken und Einrichtungen andern Nationen als ein Vorbild und Heiligtum wert geblieben“.

Herder verlangte den Abschied von der damals verbreiteten „Gallicomanie“, und zwar als eine Voraussetzung dafür, dass „die deutsche Nation“ sich aus den Niederungen des „Knecht- und Mägdedeutschen“ befreie. Das war eine ziemlich freche politische Forderung. Französisch zu sprechen sei, so Herder, „ein Zeichen des Eintritts in die Gesellschaft von guter Erziehung, als ein Standes-, Ranges- und Ehrenzeichen“. Wer dagegen die Sprache der „Dienerschaft“ hochhielt, der rebellierte gegen nicht weniger als die herrschende Stände-Ordnung.

Gottsched hat diesen Gedanken vorgearbeitet, obwohl er die Nachahmung der Franzosen empfahl. Aber er ließ ja nur deshalb so viel aus der französischen Literatur übersetzen, um den Standard des Deutschen zu verbessern, um ihn – auch gegen den gallischen Nachbarn – aufzuwerten.

Dabei hatte er einen mächtigen Widersacher: Friedrich den Großen. Als der Preußenkönig 1757, im zweiten Jahr des Siebenjährigen Kriegs gegen Österreich, Gottsched in Leipzig trifft, nennt er ihn spöttisch einen „sächsischen Schwan“, der „die Herbheit der Töne einer barbarischen Sprache mildern“ wolle – natürlich sagt er das auf Französisch. Gottsched will den König zur deutschen Sprache „bekehren“ und überreicht ihm ein eigenes Gedicht; darin werden die deutsche Dichtung und Friedrichs Verdienste um sie gerühmt. Außerdem präsentiert er Übersetzungen aus dem Französischen, die der König höchstselbst mit den Originalen vergleicht.

Deutschstunde

In den Klöstern des Mittelalters hat die Entwicklung der deutschen Schriftsprache angefangen. Das war nur indirekter Deutschunterricht, weil es um Übersetzungen aus dem Lateinischen, der Bibelsprache der „Vulgata“, in die Volkssprache ging. Neben Lateinschulen gab es in den Städten Schreibschulen, wo angehende Kaufleute lernten, einen „brieff“ korrekt zu „tichten“. In Preußen musste erst nach 1812 ein Abiturient auch „classische deutsche Werke“ kennen. Seit 1892 gehört zur Reifeprüfung eine ausreichende Leistung im Fach Deutsch.

„Ob er nun gleich“, so berichtet Gottsched später einem Freund, „viele deutsche Worte nicht verstand, so kritisierte er doch andere sehr gründlich und lobte wieder viele Stellen, die ich besser ausgedrückt hätte, als er sich jemals möglich zu sein eingegeben hätte. Als ich sagte, dass die deutschen Dichter nicht genug Aufmunterung hätten, weil der Adel und die Höfe zu viel Französisch und zu wenig Deutsch verstünden, um alles Deutsche recht zu schätzen, sagte er: „Das ist wahr, denn ich habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen und ich rede sehr schlecht (je parle comme un cocher), jetzo bin ich aber ein alter Kerl von 46 Jahren und habe keine Zeit mehr dazu.“ Zum Dank für das „lange Geschwätz“ lässt Friedrich dem Professor eine goldene Schnupftabakdose überbringen.

Gottsched war stolz auf diesen kleinen Triumph. Aber sein Deutsch hat noch einem zweiten Herrscher jener Jahre Schwierigkeiten bereitet: Kaiserin Maria Theresia, Friedrichs Habsburger Widersacherin in Wien. Bei einem Empfang sagte sie zu Gottsched: „Ich sollte mich scheuen, mit dem Meister der deutschen Sprache deutsch zu reden. Wir Österreicher haben eine sehr schlechte Sprache.“ Unter dem Eindruck von Gottscheds Schrift über „Deutsche Sprachkunst“ ließ Maria Theresia einen Lehrstuhl für deutsche Sprache einrichten.

Nördlich von Wien, südlich von Berlin und ziemlich weit im Osten also hat sich zu dieser Zeit jene Bildungssprache etabliert, die Christoph Martin Wieland 1782 „Hochdeutsch“ nennt. Der Sprachforscher Johann Christoph Adelung (1732 bis 1806), der 1788 in Leipzig das bedeutendste deutsche Wörterbuch vor dem der Gebrüder Grimm herausgebracht hat, spricht schon im Titel seines fünfbandigen Werks von der „hochdeutschen Mundart“. Er nennt Hochdeutsch die „Sprache der oberen Classen der Einwohner der blühendsten Provinz der Nation“ – gemeint ist der Raum Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen.

Daran hat, vor Gottsched, das größte Verdienst der Thüringer Reformator Martin Luther (1483 bis 1546). Luthers Bibel-Übersetzung hat, im 16. Jahrhundert, nicht nur „die ganze Heilige Schrift“ ungewöhnlich „klar und gewaltig verteutscht“, wie er selbst es im berühmten „Sendbrief vom Dolmetschen“ (1530) als Absicht formuliert. Er hat dabei auch etliche Wendungen dem „gemeinen Mann“ und der „Mutter im Haus“ abgelauscht. So gelang ihm eine eigenartige Verschmelzung von Hochsprache und Volkssprache, Prediger- und Alltagsrede, eine am stärksten vom sächsischen Kanzleideutsch aus der Gegend von Meißen geprägte, bildhafte und kraftvolle Mischung. An ihr nimmt die deutschsprachige Literatur im Grunde bis heute Maß, wie erst jüngst die Autorenproteste gegen eine neue, vermeintlich „gerechte“ Bibelübersetzung gezeigt haben.

Gottsched hat, rund 200 Jahre nach Luthers Pionierleistung, das korrekte „Meißnische Deutsch“, wie es der von ihm verehrte Philosoph Wolff (er lehrte in Halle) oder auch schon der aus Leipzig gebürtige Philosoph Leibniz schrieben, zur über allen deutschen Dialekten stehenden „Mundart“ oder „Hochsprache“ erkoren – Hochdeutsch galt ihm als die „beste Mundart“ (die Begriffe waren noch nicht so festgelegt wie im modernen Sprachgebrauch). Dass er sich damit auch langfristig durchgesetzt hat, verdanken die Deutschen vor allem den Dichtern,

die sich später an Luther und Gottsched orientierten, mochten sie die ästhetischen Vorschriften des Leipziger Professors auch kritisieren: Lessing, Friedrich Gottlieb Klopstock, Wieland, Herder, Goethe, Heinrich von Kleist, auch die Schwaben Friedrich Schiller und Friedrich Hölderlin.

Jacob Grimm nennt, in der Vorrede zu seiner „Deutschen Grammatik“ (1819), das maßgeblich gewordene Neuhochdeutsche einen „protestantischen Dialekt“. Und in der Tat: Dieses Hochdeutsche bezeugt die kulturelle Niederlage des römischen Katholizismus gegen die Reformation, die nicht zuletzt an der Bedeutung protestantischer Pfarrhäuser und an der überwiegend protestantischen Prägung der wichtigsten deutschen Denker, von Immanuel Kant bis Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Friedrich Nietzsche, ablesbar ist.

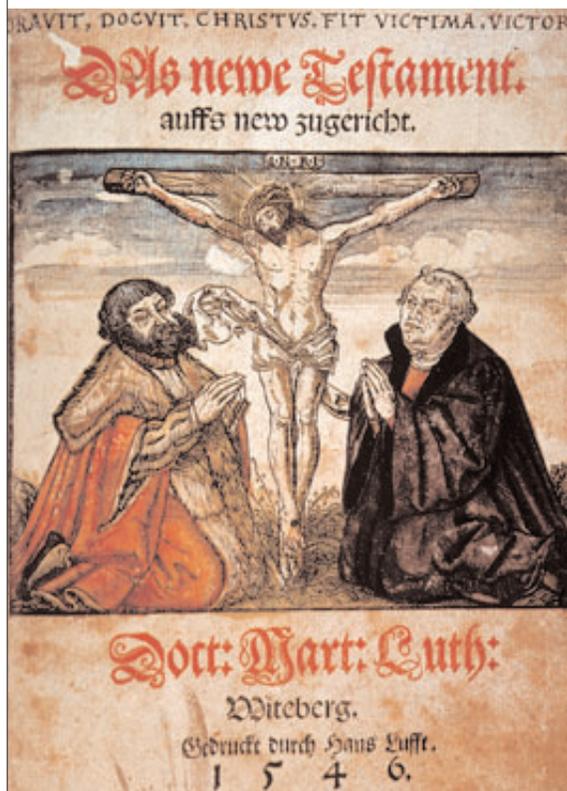
So verlor schließlich die süddeutsche „Geiß“ gegen Luthers „Ziege“, die „Mucke“ gegen die „Fliege“, das „Schwammerl“ gegen den „Pilz“, der „Burger“ gegen den „Bürger“, die „Semmel“ gegen das „Brötchen“ und der „Bruader“ gegen den „Bruder“ – sozusagen im Sog der Sieger.

Gegen diese über weite Teile der Mitte und des Südens ausgedehnte hochdeutsche Vorherrschaft hatte das nordische Niederdeutsch keine wirklich überregionale Chance mehr; dieses liebenswerte „Plattdeutsch“, in dem es „dat“ statt „dass“ heißt, „he“ statt „er“, „kiek“ statt „guck“ und „schnacken“ statt „reden“.

Hochdeutsch war die gemeinsame Schrift- und Literatursprache eines aufgeklärten bürgerlichen Denkens, das die Distanz zum Französischen suchte, weil es sich von der Macht der Fürstenhöfe lösen wollte. Die sprachlich gefestigte Kulturation, die daraus gewachsen ist, empfand noch wenig patriotisch, eher schon, wie der junge Goethe, „fritzisch“ – in Verehrung des Preußenkönigs. Das sollte sich erst im Lauf des 19. Jahrhunderts ändern. ♦



GESAMMELTE WÖRTER
Er gab 1788 in Leipzig das wichtigste Wörterbuch des Hochdeutschen vor jenem von Jacob und Wilhelm Grimm heraus: Johann Christoph Adelung. Für ihn war Hochdeutsch noch eine edle Art von „Mundart“.



KLAR UND KRAFTVOLL
Zweihundert Jahre vor Gottsched hat Martin Luthers klare und kraftvolle Übersetzung der Bibel (1546), zumal des Neuen Testaments, den Siegeszug des Ostmitteldeutschen als Hochsprache eingeleitet.